

**65. Sitzung**

**Montag, den 27. Januar 2014**

**aus Anlass des Gedenktages für die**

**Opfer des Nationalsozialismus**

**Mainz, Deutschhaus**

**Begrüßungsansprache**

des Landtagspräsidenten Joachim Mertes .....4245

**Gedenkrede**

Heinz Hesdörffer  
Zeitzeuge und Auschwitz-Überlebender aus Bad-Kreuznach .....4247

**Ansprache**

der Ministerpräsidentin Malu Dreyer .....4256

**Am Regierungstisch:**

Ministerpräsidentin Malu Dreyer; die Staatsminister Frau Doris Ahnen, Frau Irene Alt, Frau Margit Conrad, Jochen Hartloff, Dr. Carsten Kühl, Frau Eveline Lemke; Staatssekretärin Frau Jacqueline Kraege.

**Entschuldigt fehlten:**

Die Abgeordneten Elisabeth Bröskamp, Petra Elsner, Monika Fink, Dietmar Johnen, Margit Mohr, Nicole Müller-Orth, Günther Ramsauer, Ralf Seekatz; die Staatsminister Ulrike Höfken und Roger Lewentz.

**Rednerverzeichnis:**

|   |      |
|---|------|
| Frau Dreyer, Ministerpräsidentin: ..... | 4256 |
| Herr Hesdörfer .....                    | 4247 |
| Präsident Mertes:.....                  | 4245 |

**65. Plenarsitzung am 27. Januar 2014 aus Anlass  
des Gedenktages für die Opfer  
des Nationalsozialismus**

Beginn der Sitzung: 10:03 Uhr.

**Musik**

„Fryling“  
(Jiddischer Tango,  
Musik: Abraham Brudno,  
Text: Shmerke Kaczerginski)  
Ensemble Dreydele

(Beifall im Hause)

**Begrüßungsansprache**

des Landtagspräsidenten Joachim Mertens

**Präsident Mertens:**

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste, vor allen Dingen, lieber Herr Hesdörffer. Wir haben Sie als Gast, als Zeitzeugen zu dieser Plenarsitzung heute an diesem 27. Januar eingeladen, der uns so viel bedeutet im Nachdenken über die Opfer und die Täter.

Sie, Herr Hesdörffer, haben die Verfolgungsgeschichte erlebt, die vor 75 Jahren für Sie begann. Sie waren 16 Jahre alt. Erst sechs Jahre später wurden Sie befreit.

Damals, so haben Sie es erzählt, haben kanadische Kriegsgefangene Sie auf einen Lastwagen gezogen, einen jungen ausgemergelten Mann, erschöpft, der durch fünf Konzentrationslager in Europa getrieben worden war, der Auschwitz – was für ein furchterregender Name – überlebt hatte. Dieses Lager wurde genau an diesem Tag, am 27. Januar 1945 von der Roten Armee befreit. Ihr Bruder ist dort durch die Nazis ermordet worden. Ihre Mutter und Ihr Onkel wurden ermordet.

Sie haben dann Deutschland verlassen, sind nach Südafrika ausgewandert und haben Ihre Geschichte 1947 aufgeschrieben, aber nicht veröffentlicht. Es war sicher ein schwieriger Schritt. Vor einigen Jahren sind Sie nach Deutschland zurückgekommen. Das war nicht selbstverständlich.

Sie haben in Ihrer Heimatstadt Bad Kreuznach das Bildungswerk Heinz Hesdörffer ins Leben gerufen. Es waren einige junge Leute um Sie herum, mit denen Sie zusammen einen Film aufgenommen haben. Sie sind dabei in Europa 14.000 Kilometer mit einem „Bulli“, also einem VW-Bus, an die Stätten gefahren, an denen Sie vorher gelitten haben. Sie haben den jungen Leuten vor laufender Kamera erzählt, was geschehen ist, und haben die Orte erklärt.

Wir begrüßen diese jungen Leute, von denen einige heute anwesend sind.

Schön, dass Sie heute hier sind und dass Sie sich die Zeit genommen haben, mit Herrn Hesdörffer dieses

Projekt durchzuziehen und die beeindruckende Dokumentation zu erstellen. Herzlichen Dank dafür!

(Beifall im Hause)

Herr Hesdörffer, Sie sind der Zeitzeuge, der uns etwas erzählen kann, der es erlebt hat – nicht wie wir, die es lesen und erzählt bekommen haben.

Es ist ein Zeichen ganz besonderer Versöhnung, wenn ein Zeitzeuge, der so gelitten hat, zu uns kommt, mit uns reden und uns deutlich machen will, dass wir dazu beitragen können, dass es sich nicht wiederholt. Herzlichen Dank dafür!

Nun sind Sie – ich darf dies sagen – inzwischen eher ein älterer Herr, und – ich muss es sagen – es ist unglaublich, mit wie viel Kraft Sie beim ersten Mal hier aufgetreten sind, als wir uns umgeschaut, die Technik ausprobiert haben und mit wie viel Kraft Sie immer wieder in Schulen gehen.

Meine Damen und Herren, das ist kein einzelner Auftritt. Dafür kann man Ihnen nur danken; denn das ist das Zeugnis, das notwendig ist, jungen Leuten das Geschehene noch einmal klarzumachen.

Heute Morgen um 08:00 Uhr, das ist die übliche Zeit, ging ich als Dorfbürgermeister von Buch in das Rathaus. Da traf ich eine Schulklasse, die die Stolpersteine, die vor dem Rathaus sind, von einem Lehrer erläutert bekommen hat. Das heißt, Gedenken und Erinnern findet heute vielfältig statt, und man informiert die jungen Leute.

Meine Damen und Herren, wir sind zusammengekommen, um an diejenigen zu denken, die in den furchtbaren Jahren Opfer des Rassenwahns und der Tötungsmaschine geworden sind.

Ich begrüße die Vertreter der Opfer: Für die jüdischen Gemeinden in Rheinland-Pfalz begrüße ich den Vorsitzenden des Landesverbandes, Herrn Avadislav Avadiev. Ich darf auch Herrn Jacques Delfeld für den Landesverband der Sinti und Roma begrüßen.

Ganz besonders begrüße ich und freue mich, weil er schon so oft bei uns war, dass Monsignore Klaus Mayer, Ehrenbürger der Stadt Mainz, wieder bei uns ist. Sie haben uns auch schon an diesem Pult über Ihre Verfolgung berichtet.

Ich freue mich, dass von der Evangelischen Kirche Herr Dr. Thomas Posern und von der Katholischen Kirche Herr Ordinariatsdirektor Dieter Skala anwesend sind.

Ich begrüße die Vertreterinnen und Vertreter der Gedenkstätten, von Vereinen, Arbeitsgemeinschaften und Initiativen im Land, die sich der Gedenkarbeit widmen. Sie tragen in vorbildlicher Weise dazu bei, dass die Erinnerung nicht verblasst.

Meine Damen und Herren, vor Ihnen steht jemand, der noch weiß, dass in seiner Jugend das Thema absolut tabu war. Die Regierungen und Parlamente haben sich nicht darum gekümmert. Es brauchte Initiativen, Men-

schen, die bereit waren, es zu tun. Gerade jemand, der wie ich aus dem Trierer Raum kommt, wusste immer, was Hinzert war. Wenn Sie einen Luxemburger fragen, der weiß es auch. Wir müssen es weitergeben, damit die anderen es auch wissen.

Ich freue mich, dass Frau Oberbürgermeisterin Dr. Heike Kaster-Meurer und Herr Landrat Franz-Josef Diel aus Bad Kreuznach zu uns gekommen sind, die das Bildungswerk von Heinz Hesdörffer ganz besonders unterstützen.

Ich freue mich, dass ich vom Diplomatischen Corps unsere geschätzte Botschafterin der Republik Ruanda, Madame Christine – ich wage nicht, den Nachnamen auszuprobieren, obwohl ich es versucht habe –, und den stellvertretenden Generalkonsul der Russischen Föderation, Herrn Pyatin, begrüßen kann. Seien Sie uns herzlich willkommen!

Ich freue mich, dass Sie, Frau Ministerpräsidentin, mit den Mitgliedern des Kabinetts bei uns sind, auch dass der Präsident des Verfassungsgerichtshofs, Herr Dr. Brouck, sowie der Bürgerbeauftragte Dieter Burgard, der auch eine kleine Geschichte über Gedenkarbeit erzählen kann, bei uns sind. Herr Burgard hat sich dabei jahrelang ehrenamtlich engagiert und tut es noch immer.

Dann begrüße ich natürlich Sie, meine Damen und Herren, die Damen und Herren Abgeordnete, die bei dieser besonderen Sitzung immer sehr vollzählig anwesend sind.

Wir haben auch noch Gäste, die wir gar nicht sehen können, die uns aber sehen können, Schülerinnen und Schüler der Sophie-Scholl-Schule aus Mainz und des Sebastian-Münster-Gymnasiums aus Ingelheim. Sie sind im Wappensaal und schauen uns sozusagen per Kamera zu. So viel Platz haben wir hier nicht.

Die Musik, die wir eben hörten, kam vom Ensemble Dreydele aus Bad Kreuznach. Meine Damen und Herren, wir haben uns verabredet, Ihnen Beifall zu spenden. Obwohl dies eigentlich eine Gedenksitzung ist, bei der es vielleicht nicht üblich ist – dieses unguete Gefühl, das viele haben, soll ich oder soll ich nicht –, haben wir dies hier vorne schnell gelöst. Ich habe mich mit meinen Kollegen von der CDU rückgekoppelt, und wir waren uns einig, wir machen das für die Arbeit, die Sie gemacht haben, für das, was Sie uns vorgespielt haben, für das, was Sie eingeübt haben.

Herzlichen Dank für Ihre Musik. Es sind Melodien von Menschen, von mindestens sechs Millionen Menschen, die es heute nicht mehr gibt.

Meine Damen und Herren, im Gedenken an die Opfer bitte ich Sie, sich von den Plätzen zu erheben:

(Die Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen)

Wir denken an Frauen und Männer, an Mädchen und Jungen, an Großmütter und Großväter.

Sie waren Juden, Sinti und Roma, Angehörige slawischer Völker und anderer Minderheiten.

Sie waren Zwangsarbeiter und politische Gefangene, Sozialdemokraten, Zentrumsmitglieder, Kommunisten und Gewerkschafter.

Sie waren überzeugte Christen oder Zeugen Jehovas.

Sie waren Behinderte, geistig Behinderte oder psychisch Kranke.

Sie waren Homosexuelle oder Vertreterinnen der Frauenbewegung.

Wir denken an die Kriegsgefangenen und an die vielen anderen Menschen, die nicht mehr leben durften, weil sie in den Augen ihrer Mörder als „minderwertig“ galten.

Ganz besonders denken wollen wir an die verfolgten Kinder und Jugendlichen. Ihr Leben war schon zu Ende, ehe es richtig begonnen hatte. Die, die überlebten, waren herausgerissen aus ihren Familien, ihre Kindheit wurde jäh beendet.

Wir gedenken und erinnern uns an das, was nie mehr kommen darf.

Ich danke Ihnen.

(Die Anwesenden nehmen wieder Platz)

Meine Damen und Herren, die Zeit, in die wir uns gleich durch Herrn Hesdörffer zurückversetzen lassen, begann ganz schrecklich 1933 mit der Entrechtung der jüdischen Bevölkerung, auch derer, die gar nicht mehr jüdisch waren, die längst getauft waren. Alle wurden entrechtet. Ob man einen Führerschein besaß oder ein Doktordiplom, ins Schwimmbad wollte oder als Kind ins Gymnasium – alles war eingeschränkt und wurde immer schlimmer. Viele sind geflohen, haben ihr Vermögen für den berühmten Apfel und ein Ei hergeben müssen und mussten ihre Kinder „Israel“ oder „Sara“ nennen.

Die meisten antisemitischen Bestimmungen wurden vor 75 Jahren in den Wintermonaten, in denen wir uns jetzt gerade befinden, geschaffen. 1938 machten dann die Nazis Jagd auf die eigenen Bürger.

Das blieb in Europa nicht ganz ohne Resonanz. Am 21. November 1938 hat ein Abgeordneter im Unterhaus in London gesagt: „Ich bitte diese Kammer, die unmenschliche Behandlung gewisser rassischer, religiöser und politischer Minderheiten in Europa mit großer Sorge festzustellen, und angesichts der sich verschlimmernden Flüchtlingssituation, eine konzertierte Aktion mit anderen Nationen – einschließlich den Vereinigten Staaten von Amerika – anzustreben, um eine gemeinsame Politik zu erarbeiten.“

Meine Damen und Herren, es gab sie nicht. Wir sollten uns heute nicht darüber erheben, dass es sie damals nicht gegeben hat.

Wir zeigen zu der Thematik eine Ausstellung im Foyer. Die Engländer haben 10.000 Kinder aufgenommen. Die Holländer haben auch Kinder aufgenommen, die Franzosen, die Belgier, auch die Schweizer haben Kinder aufgenommen. Herr Hesdörffer, Sie gingen als 16-

Jähriger mit Ihrem Bruder zunächst zu unserem Nachbarn in die Niederlande.

Meine Damen und Herren, der Frage, wie wir heute mit Verfolgten und Flüchtlingen umgehen, können wir nicht ausweichen. Wir können nicht Herrn Hesdörffer einladen, der aus Deutschland verjagt worden ist und in den Niederlanden aufgenommen wurde, ohne selbst Antworten auf das zu geben, was heute mit Flüchtlingen geschieht.

Ich möchte diesen Platz jetzt nicht missbrauchen, um eine politische Rede dazu zu halten. Ich möchte nur sagen, wir können dieser Frage nicht ausweichen.

Wer darüber urteilt, was vor 75 Jahren falsch war, der muss aktuell auch eine Antwort auf das geben, was heute richtig ist. Die Welt ist da konkret.

Herr Hesdörffer, Sie werden uns berichten, wie es gewesen ist wegzugehen, irgendwann zurückzukommen, in der Welt immer wieder neu anfangen zu müssen. Sie werden uns darüber erzählen können, wie es ist, wenn man zurückkommt und es ist keiner mehr da, kein Verwandter.

Sie werden uns darlegen können, warum Sie dennoch heute hierhergekommen sind, um dem Landtag und seinen Gästen als Zeitzeuge zu schildern, was geschehen ist.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich danke Ihnen allen, dass Sie zu dieser Sitzung gekommen sind, dass Sie bereit sind, unseren Zeitzeugen zu hören und auf diese Weise ein Stück Erinnerung in Aktion umwandeln.

Wir müssen den Menschen draußen im Lande immer wieder davon erzählen. Viele von Ihnen, ich würde sagen alle, die die Schulbesuche am 9. November gemacht haben, merken, dass unsere Jugend die Erzählung, die wir noch im Herzen tragen, was es bedeutet, Verfolgung zu erleiden und etwas Neues aufzubauen, nur noch schwer akzeptiert. Deshalb freuen wir uns auf Zeitzeugen, damit wir weitersagen können, was wir von ihnen hören.

Herzlichen Dank.

(Beifall im Hause)

### **Musik**

„Zeyt gesunt“ (trad.)  
Ensemble Dreydele

(Beifall im Hause)

### **Gedenkrede**

Heinz Hesdörffer  
Zeitzeuge und Auschwitz-Überlebender  
aus Bad Kreuznach

### **Herr Hesdörffer:**

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, sehr geehrte Frau Ministerpräsidentin, sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete, sehr geehrte Damen und Herren! Wer mein Buch gelesen hat oder es lesen wird, der weiß, dass ich am 30. Januar 1923 in Bad Kreuznach geboren bin.

Am 30. Januar 1933, zu meinem 10. Geburtstag, waren auch noch zwei „arische“ Freunde eingeladen, Söhne von Fachärzten. Der eine Vater war Hals-Nasen-Ohrenarzt, von dem anderen weiß ich es nicht mehr genau, welcher Facharzt er war. Orthopäde oder so etwas, jedenfalls waren es kultivierte Menschen.

Meine Mutter hat gesagt, der Dieter und der Eberhard sind wie immer auf dem Sofa herumgehopst. Wir waren doch Kinder, wir waren 10 Jahre alt.

Aber nach kurzer Zeit haben sie mich nicht mehr gekannt. Da waren sie in der Hitlerjugend und durften mit Juden nichts mehr zu tun haben.

Dann kam am 1. April der Boykott jüdischer Geschäfte. Da sind aber die Leute doch einkaufen gegangen. Angeblich sind sie fotografiert worden, wenigstens zum Teil. Dann kam die Bücherverbrennung.

Was sollte ich nun machen, als die Grundschulzeit beendet war? Auf das Gymnasium durften Juden nicht mehr gehen, weil sie nicht mehr studieren durften. Zu der damaligen Zeit bestand am Gymnasium an der Stadtmauer – es wird kurz Stama genannt – auch eine Abteilung Oberschule. Im Gymnasium wurde Griechisch und Lateinisch gelehrt, an der Oberschule Lateinisch und Französisch. Also habe ich mich dafür entschieden.

Ich war damals der einzige Jude unter 600 Hitlerjungen.

1934, als das erste Schuljahr zu Ende war, hat mich mein Klassenlehrer gerufen und hat gesagt: Ich kann dir dieses Jahr leider nicht den Buchpreis geben, den der beste Schüler der Klasse bekommt. Ich muss das Buch einem anderen Jungen geben. – Da hat der Lehrer noch gedacht, in der Weimarer Republik hat keine Regierung lange gehalten, vielleicht wird die Regierung Hitler auch nicht ewig da sein. Da hat er sich geirrt.

Von 1935 bis 1938 war auch nie mehr die Rede davon. Ich durfte also den Buchpreis nicht bekommen.

Mein Vater ist 1934 nach einer Operation gestorben. Damals gab es noch keine Antibiotika. Die Wunde war infiziert, wurde immer wieder geöffnet, um desinfiziert zu werden. Das hat aber alles nicht geholfen. Nach sechs Wochen hat das Herz nicht mehr mitgemacht.

Mein Vater hatte am 9. Juni Geburtstag. Meine Mutter hat ihm einen Strauß rote Rosen in das Krankenhaus mitgenommen. Als sie am 10. Juni in das Krankenhaus kam, haben die Ärzte versucht, meinen Vater zu retten, aber es war zu spät. Die Rosen hat er mit ins Grab bekommen. Da war meine Mutter allein mit zwei Kindern. Ich war 11 Jahre, mein Bruder 8 Jahre alt.

Meine Mutter war dann auf einen Bruder meines Vaters angewiesen, Onkel Ben, der als junger Mann nach Amerika ausgewandert war. Aber als der Krieg 1914 ausgebrochen ist, kam er zurück in die Heimat, um für seinen Kaiser zu kämpfen. Er hat gesagt, die Nazis können mir nichts machen. Ich habe meine Auszeichnung, mir kann nichts geschehen. Aber es ist anders gekommen.

Zuerst will ich sagen, was sie in der Schule mit mir in den Pausen gemacht haben. Sie haben mich in einen Mülleimer gestellt, sind herumgetanzt und haben gesungen: „Judd, Judd, schieß in die Dudd, aber schieß sie nicht so voll, sonst kriegt dein Vater ein Protokoll“. –

Geschlagen haben sie mich nicht. Aber für sie waren Gepäckmärsche und später sogar Schießübungen wichtiger, als die Hausaufgaben zu machen. Da hieß es, „Judd gib mir dein Heft zum Abschreiben“. Dafür haben sie mich nötig gehabt.

1938 durften keine Juden mehr auf deutsche Schulen gehen. Es gab in Bad Kreuznach eine Klasse mit Kindern von 6 bis 14 Jahren, sowohl Mädchen als auch Jungens, die von einem jüdischen Lehrer unterrichtet wurden, mit dem ich mich oft nachmittags unterhalten habe. Ich war verwundert, wie gut er diese Gruppe unterrichten konnte; denn es waren alles unterschiedliche Jahrgänge. Ich weiß nur, dass mein Bruder sehr schön schreiben, lesen und rechnen konnte.

Ich musste dann nach Frankfurt umziehen und bin dort auf das Philanthropin gegangen, eine jüdische Schule. Es gab dort zwei jüdische Schulen, die Samson-Raphael-Hirsch-Schule und das Philanthropin. Meine Verwandten haben direkt um die Ecke vom Philanthropin gelebt. Dort gab es eine englische Klasse. Da war ich das erste Mal mit Jungens und Mädchen zusammen; denn in Bad Kreuznach waren zu der damaligen Zeit nur Jungens auf dem Gymnasium, auch auf der Oberschule, die Mädchen waren im Lyzeum. Ein Lyzeum besteht heute nicht mehr.

Heute gehen Jungen und Mädchen auf das Gymnasium an der Stadtmauer, also das „Stama“, und es gibt ein zweites Gymnasium am Römerkastell, in dem auch Jungens und Mädchen zusammen sind. Außerdem sind wir damals auch samstags morgens in die Schule gegangen. Das hat sich alles geändert. Heute ist der Unterricht von Montag bis Freitag.

In Frankfurt bin ich in die englische Klasse gegangen. Die Jungens und Mädchen, die dort waren, hatten schon Englisch gelernt. Ich hatte kein Wort Englisch gekonnt. Ich musste alles nachholen. Aber ich habe schnell nachgeholt.

Wer dort nach zwei Jahren das Abitur gemacht hatte, konnte an jeder englischen Universität studieren, und das war meine Absicht. Dann kam aber die Pogromnacht am 9. November 1938.

Das war alles geplant. Das hat gar nichts damit zu tun gehabt, dass Herschel Grynszpan in Paris den Diplomaten vom Rath umgebracht hat. Das war vorher schon geplant.

9. November 1918, Ende des Ersten Weltkrieges, 9. November 1923, der erste Putsch von Hitler, der schiefgegangen ist. Also sollte am 9. November 1938 der Pogrom stattfinden. Danach wollte jeder aus Deutschland heraus. Die meisten Länder haben keine Juden mehr zugelassen, außer einigen südamerikanischen Staaten.

In Amerika waren die Demokraten an der Macht, Roosevelt Präsident. Nur aufgrund der Quote durften Leute hereinkommen, und die war schon aufgebraucht. Es hat sich später herausgestellt, dass er ein großer Antisemit war. Aber das hat uns nicht geholfen.

Jedenfalls hat unsere Mutter uns zwei Kinder nach Holland gehen lassen. Wir konnten nicht wählen, wohin wir wollten. Das hat die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland alles organisiert.

Ich weiß von einer Familie in Bad Kreuznach. Da ging der Junge in meinem Alter nach England und der etwas jüngere Bruder nach Frankreich. Der in England hat überlebt. Der nach Frankreich kam, ist deportiert worden und umgekommen.

Ich habe mich in Holland gleich gut durchgesetzt und für die anderen Jugendlichen vieles erreicht. Wir waren zuerst zwei Wochen in der Quarantäne Rotterdam. Dann kamen wir in das Waisenhaus Gouda. Gouda ist bekannt für Käse. Von dort wurde mein Bruder entlassen und von einer Familie in Dordrecht als Pflegesohn aufgenommen. Das war der Vorbeter der Gemeinde. Einen Rabbiner gab es nicht. Übrigens hatte er seine Bar-Mizwa in Gouda. Das ist wie hier die Konfirmation.

Es hat sich niemand um uns gekümmert. Wir waren Flüchtlingskinder. Mit denen wollten sie gar nichts zu tun haben. Ich bin dann von Gouda nach Amsterdam in die Quarantäne gekommen. In Amsterdam habe ich eine Zeit lang als Schuster und Schneider gearbeitet. Von dort ging es in das Lloyd-Hotel. Dort, wo das Lloyd Hotel damals stand, steht heute ein großes Gebäude mit Büros, aber es besteht auch wieder ein Lloyd Hotel in derselben Straße, aber nicht in Nr. 12, sondern viel weiter in einer ganz anderen Richtung.

Im ersten Jahr in Holland waren die Verhältnisse ziemlich normal. Holland wollte neutral bleiben. Aber für die Nazis war es viel einfacher, durch Holland und Belgien nach Frankreich einzumarschieren, als die Franzosen über die Maginot-Linie anzugreifen. Da hätten sie viel zu viel Menschen verloren.

Vorher hatte ich durchgesetzt, dass uns das amerikanische Konsulat am 1. Mai 1940 untersucht hatte. Sie hatten versprochen, wir bekommen Ende des Monats, das heißt, Ende Mai 1940, unser Visum. Dann habe ich sofort durchgesetzt, dass die holländische Regierung ihren Konsul in Kassel beauftragt, meiner Mutter ein Besuchsvisum für sechs Monate zu geben, damit wir zusammen nach Amerika auswandern konnten. Das Umzugsgut war schon im Schuppen von der Holland-Amerika-Linie.

Aber am 10. Mai begann die Invasion. Da war ich in Rotterdam gewesen. Wir haben im Westersingel Nr. 30

auf dem Boden gelegen. Die Wände haben gewackelt. Wir haben gedacht, jeden Moment fällt eine Bombe auf uns. Aber wir haben überlebt.

Die Auswanderung ist natürlich nicht durchgegangen, und wir haben unsere Mutter nie wieder gesehen.

Unsere Mutter ist damals von Bad Kreuznach nach Fulda umgezogen; denn zu der damaligen Zeit wurden alle Juden in Judenhäusern zusammengepfercht, damit es leichter war, sie zu deportieren, um sie mitten in der Nacht oder ganz früh am Morgen abzuholen, zum Güterbahnhof zu bringen und in Viehwagen einzuladen.

Da wollte meine Mutter lieber in dem Hesdörffer'schen Haus in Fulda sein. Das war ein Judenhaus, und da war auch noch eine Schwester meines Vaters. Da war sie wenigstens mit der Familie zusammen. Sie hat in einem wehrwichtigen Betrieb gearbeitet, und wir hatten gehofft, das würde helfen. Es hat nicht geholfen. Sie ist am 30. Mai 1942 nach dem Osten abgeschoben worden.

Ich habe später, nachdem ich einen Computer hatte, festgestellt, dass der Transport über Kassel nach Sobibor gegangen ist. Alle, die in diesem Transport waren, sind drei Tage später für tot erklärt worden.

Die Schwester meines Vaters ist im September 1942 nach Theresienstadt gekommen. Von Bad Arolsen heißt es auch, nach dem Osten abgeschoben.

Wie ich selbst in Theresienstadt war, habe ich festgestellt, dass sie zwei Wochen später nach Treblinka deportiert wurde. Dort sind die Leute auch drei Tage später für tot erklärt worden.

Mein Bruder hat mir eines Tages einen Expressbrief geschickt: Die Listen für Dordrecht liegen bei der Zentralstelle. Ich bin auch dabei. Aber es hat ja gar keinen Wert, etwas zu unternehmen. Eines Tages werden sie uns doch alle verhaften. Hoffentlich treffen wir uns bald gesund mit Mutti wieder. –

Glauben Sie mir, es fällt mir schwer, das zu sagen. Das brauche ich an anderen Schulen nicht zu machen. Aber hier habe ich versprochen, ich werde das heute alles erzählen.

Durch meine guten Beziehungen habe ich dafür gesorgt, dass mein Bruder vorläufig zurückgestellt wurde als Assistent des Sekretärs vom „Joodsche Raad“. Das war der Judenrat. So wie die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland war das in Holland der „Joodsche Raad“, der Judenrat. Herr Katan, bei dem er im Haus war, war Vorbeter der Gemeinde. Rabbiner gab es dort nicht. Er konnte ihn nicht retten. Aber ich habe es durch meine Beziehungen fertiggebracht.

Ganz am Anfang, bevor die Deportationen angefangen hatten, wollten die Nazis die Pässe von uns haben, die Vermögenserklärung usw. So bin ich nach Amsterdam mit einer Reisegenehmigung gereist, ohne das ging es nicht. Dort hat mich Dr. Sluzker hingesetzt und gesagt: Hier sind die Fragebogen. Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, kommen Sie zu mir, und dann helfe ich Ihnen weiter. – Ich habe mich hingesetzt und habe das

ausgefüllt. Das ging sehr rasch und sehr glatt. Ich bin dann zu ihm hin. Da hat er gesagt: Was wollen Sie wissen? Wo kommen Sie nicht weiter? – Da habe ich gesagt: Gucken sie sich das an! – Er hat es sich angeguckt und hat gesagt: Das ist mir noch nie vorgekommen, dass jemand das ohne irgendwelche Fragen ganz genau ausgefüllt hat. –

Das war mein Glück; denn er hat gesagt, wenn Sie einmal irgendwelche Schwierigkeiten haben, dann werde ich versuchen, Ihnen zu helfen. Er hat mir seine private Telefonnummer gegeben. Er konnte noch ein Telefon haben, weil er mit der Gestapo verhandelt hat. Die Vorsitzenden vom Judenrat, Professor Cohen und Herr Asscher von der Diamantfirma Asscher, konnten kein bzw. nicht genügend Deutsch. Sie haben jemanden gebraucht, der Deutsch sprechen konnte. Herr Dr. Sluzker kam aus Wien. Er war Jurist und Rechtsanwalt. Er hat mit den Deutschen verhandeln können.

Das erste Mal habe ich es durch meine guten Verbindungen fertigbekommen, dass mein Bruder als Assistent des Sekretärs, des Herrn Katan, zurückgestellt wurde.

Im November haben die Nazis erfahren, wo die jüdische Gemeinde die Torarollen versteckt hatte. Sie wissen sicher alle, was das ist. Die Torarollen sind die Rollen, auf denen die fünf Bücher Moses geschrieben sind.

Sie haben zunächst die Männer verhaftet. Ich habe gesagt, wenn sie die Männer verhaften, dann kommen kurz danach auch die Frauen und die Kinder. Ich habe meinem Bruder gesagt, er soll nicht zu Hause schlafen. Er hat als Elektriker gearbeitet. Er war dort noch ein Jahr auf der Schule, hat gut holländisch gesprochen. Als Elektriker wollte er immer schon arbeiten.

Die Leute, bei denen er im Kino immer die Reklame gemacht hat, hatten ihm angeboten, dass sie ihn verstecken. Seine Pflegemutter hat drei kleine Kinder gehabt, geboren 1936, 1938 und 1940. Sie hat ihn auf den Knien gebeten, er soll sie doch nicht allein lassen. Er hat ein zu gutes Herz gehabt.

Ich habe durch Herrn Dr. Sluzker fertiggebracht, dass er eine Umzugsgenehmigung nach Arnheim bekommt, wo ich damals gelebt habe; denn als die Nazis England angreifen wollten, musste alle Ausländer und alle, die eventuell hätten spionieren können, ins Hinterland verlegt werden. Da sind wir nach Arnheim gekommen in das Jongenshuis. Dort waren aber auch einige Mädchen, nicht sehr viele, aber ein kleiner Teil.

Das Haus besteht heute nicht mehr. Es war direkt hinter dem Bahnhof. Der Bahnhof ist vergrößert worden, da haben sie das Haus abgerissen, weil sie den Platz für den Bahnhof nötig hatten.

Mein Bruder hat nicht auf mich gehört und ist im November zu Hause geblieben, auch am Morgen nicht wie normal zur Arbeit gegangen. Ich hatte seinen Anruf erwartet; denn ich habe gesagt, wenn du heute Nacht nicht zu Hause schläfst, bekommst du bis morgen eine Reisegenehmigung nach Arnheim, unterschrieben von Aus der Fünten. Das war der Hauptsturmbannführer.

Dann kann dich niemand mitnehmen. – Das hat er aber nicht gemacht.

Dann habe ich bei seinem Chef angerufen, und der hat gesagt: Er wird sicher jeden Augenblick kommen. – Da habe ich gesagt: Bitte schauen Sie einmal, was da los ist, und holen Sie ihn, damit er nicht zu Hause bleibt. – Wie sie dann hingekommen sind, stand gerade der Überfallwagen davor, und die Frau mit den drei kleinen Kindern und mein Bruder sind verladen worden.

Also habe ich bei der Polizei angerufen. Sie waren ganz verwundert. Er war noch keine fünf Minuten dort eingeliefert worden, als ich dort angerufen habe. Ich habe ihnen erklärt, dass eine Reisegenehmigung für ihn unterwegs ist. Die haben dann mit den SS-Leuten gesprochen. Die Antwort war: Kümmern Sie sich um Ihren Dreck. Die Juden sind unsere Angelegenheit. Wenn es Ihnen nicht passt, können Sie mitkommen. –

Das ist woanders aber auch passiert. Es ist erzählt worden. In Frankfurt sind die Leute alle in der Markthalle verladen worden. Da hat eine Frau gefragt: Was macht ihr denn mit den Leuten? – Die Antwort war: Wenn Sie es genau wissen wollen, können Sie mitkommen. –

Sie haben zum Teil wahrscheinlich auch gar nicht gewusst, was passiert. Aber zum Schluss muss jeder gewusst haben, was in Auschwitz passiert ist; denn sie haben Urlaub bekommen, und zwar sowohl die SS als auch die Wehrmacht. Sie haben bestimmt zu Hause erzählt, was geschehen ist. Aber niemand wollte darüber reden. Sie haben alle davor Angst gehabt.

Im Jahre 1942 habe ich dann dem Obersturmführer ein Telegramm geschickt, dass mein Bruder als Elektriker zurückgehalten wird, bis ich selbst nachkommen kann. Der Obersturmführer ist am nächsten Morgen zu Dr. Wachtel gegangen. Das war am Montagmorgen. Er hat gefragt: Was geht da vor? – Ich hatte Herrn Dr. Wachtel einen Expressbrief geschrieben und habe ihn auch angerufen. Mein Chef hat mich anrufen lassen. Ein paar Mal hat die Gestapo gesagt: Wir schneiden Ihnen das Telefon ab, wenn Sie noch einmal einen Juden telefonieren lassen. – Da hat er gesagt: Du rufst an. Ich weiß, du rufst nur an, wenn es absolut notwendig ist. –

Dann habe ich unter dem Namen „Joodsche Raad“, also Judenrat, angerufen; denn inzwischen hatte ich am Abend nach meiner Arbeit noch Rucksäcke und Brotbeutel zugeschnitten. Die sind dann am nächsten Tag von Mädchen an der Nähmaschine vernäht worden. Ich hatte also einen Ausweis und konnte sagen, „Joodsche Raad“.

Als ich nach Amsterdam zu Sluzker kam, standen immer zwei Leute vor seinem Büro, die Wache gehalten haben: Ach, da kommt der junge Mann aus Arnheim, ja, gehen sie nur hinauf, Dr. Sluzker ist oben. –

Der Antrag ist gestellt worden. Die Kartothek-Karte meines Bruders hätte zur Seite gelegt werden sollen, bis der Kommandant seine Entscheidung getroffen hatte. So lange hätte er nicht deportiert werden sollen. Aber aus Versehen ist das nicht gemacht worden. Er kam auf die Transportliste vom Dienstag. 3 Wochen später hat der

Kommandant den Antrag angenommen. Mein Bruder hätte bis zum Kriegsende als Elektriker in Westerbork bleiben können, wie mein Freund Alfred Casparius, der als Optiker nie deportiert wurde. Es ging jeden Dienstag ein Transport ab. Die ersten Transporte gingen alle nach Sobibor. Aber das war alles zu beschwerlich für die SS.

In Sobibor und Treblinka haben sie die Leute in große Lastwagen eingepfercht und die Auspuffgase in das Wageninnere geleitet. Die Leute sind erstickt. Dann haben sie mit den Leichen zu tun gehabt. Entweder mussten sie sie verbrennen oder beerdigen. Es musste eine „menschlichere Methode gefunden werden, um die jüdische Rasse auszurotten“, so Heinrich Himmler.

Sie haben dann in Auschwitz Gaskammern und Krematorien eingerichtet. Die ersten Transporte von Holland gingen alle nach Sobibor, danach nach Auschwitz. Auf dem Zug stand, „Westerbork – Auschwitz, Auschwitz – Westerbork, bitte nicht auseinanderhängen“. Die Züge sind am Dienstag voll nach Auschwitz gegangen, kamen dann leer zurück, und am nächsten Dienstag gingen sie wieder voll nach Auschwitz.

Von dort ist nie ein Lebenszeichen gekommen. Jeder hat sich gesagt, die Menschen können dort gar nicht am Leben erhalten werden, das wäre ja die größte Stadt in Europa; denn es kamen nicht nur Transporte aus Holland, sondern aus allen besetzten Gebieten, Belgien, Frankreich, Griechenland, Jugoslawien, den Balkanländern, natürlich Österreich.

Ich wusste von meiner Familie, dass wahrscheinlich niemand mehr leben wird. Als im Dezember 1942 in Arnheim eine Razzia war, musste die holländische Polizei immer mithelfen. Die hat uns wissen lassen, heute Abend ist eine Razzia vorgesehen. Ich hatte einen Antrag für eine Reisegenehmigung gestellt. Dieser wurde abgewiesen. Man hat gleich wieder einen neuen Antrag gestellt. In einer halben Stunde werden wir die Antwort haben, die wir dringend notwendig hatten, weil ich doch Rucksäcke und Brotbeutel vorbereitet hatte. Dieser wurde nach einer halben Stunde abgewiesen. Zu mir kommt Günter Kaufmann herein und sagt, „wenn man sich von den Hunden nicht schnappen lassen will, dann muss man weg von hier. Alfred Wallenstein, der in demselben Zimmer gewohnt hat, hat gesagt, wenn Hesdörffer geht, komme ich mit. Da habe ich gesagt, ich kann nichts verlieren, ich komme mit.“

Ein Junge, der keinen Judenstern tragen musste, kam aus einer Mischehe. Also manche mussten einen Judenstern tragen, manche nicht. Das war ganz unterschiedlich. Den Jungen haben wir zum Bahnhof geschickt, der um die Ecke war. Ihm wurde gesagt, hole drei Fahrkarten nach Amsterdam. Er kam zurück und sagte, durch den Eingang könnt ihr nicht gehen, da stehen die holländischen Nazis, aber ihr könnt durch den Ausgang gehen. Wenn man einen gültigen Fahrausweis hatte, konnte man durch den Ausgang hineingehen. Das haben wir gemacht.

Als wir in Amsterdam ankamen, sind wir zu einer Familie Gluskinos gegangen. Dort hat die Schwester von Alfred Wallenstein gearbeitet. Die Leute waren entsetzt über das, was wir gemacht haben: Ihr seid in Schwierigkeiten.

Wenn wir euch helfen können, werden wir helfen, aber ich weiß nicht, ob wir das fertigbekommen. – Da habe ich gesagt, wollen wir zunächst einmal feststellen, ob wir heute Nacht in der Wohnung bleiben können oder uns draußen in der Kälte – es war Dezember 1942 – irgendwo in eine Nische legen, und sie geben uns eine Decke oder so etwas, damit wir uns zudecken können. Nein, ihr könnt in der Wohnung übernachten. Es hätte ja gerade eine Razzia in der Gegend durchgeführt werden können.

In Amsterdam waren jeden Tag außer Sonntag Razzien. Man wusste nie, wo und in welcher Gegend.

Jedenfalls habe ich gefragt, ob wir hierbleiben können. Dann haben sie gesagt, Alfred kann mit seiner Schwester im Zimmer schlafen, und ihr zwei könnt euch auf die Couch oder in den Sessel legen. Ich habe gesagt, morgen früh nähren wir wieder unsern Judenstern an und gehen in die Jan van Eijckstraat zu Dr. Sluzker. Was, sie kennen Dr. Sluzker? – Ja, habe ich gesagt, der hat mir schon verschiedentlich geholfen. Das ist auch der Einzige in Holland, der euch helfen kann, antwortete Herr Gluskinos.

Er hat mir zuliebe geholfen, hat aber gesagt, den Mund halten. Sie kommen morgen früh hierher, dann habe ich die Papiere für euch fertig. Das war an einem Samstagmorgen. Ich bin dorthin gegangen, und er hat mir zurückdatiert eine Umzugs- und Reisegenehmigung von Arnheim nach Amsterdam für Heinz Hesdörffer, Günter Kaufmann und Alfred Wallenstein gegeben.

Ich habe mit niemandem gesprochen, Alfred Wallenstein auch nicht, aber Günter Kaufmann hat von seinen Heldentaten gesprochen. Eine meiner Cousinen in Amerika hatte Tante und Onkel in Amsterdam. Dorthin bin ich oft gekommen. Die haben mich gefragt, ob Sluzker wieder geholfen hat. Ich konnte doch nicht nein sagen, habe aber gebeten, nicht darüber zu reden.

In Holland hat man damals gesagt, die Mauern haben Ohren. Man soll nur den Mund halten. Die konnte aber den Mund nicht halten, und ich habe Angst gehabt, zu Sluzker zu gehen. Aber nach 14 Tagen bin ich doch hingegangen, um mich zu bedanken und habe ihn gefragt, kann ich in Ihrer Abteilung arbeiten; denn das war damals die beste Möglichkeit, die Deportation zu verzögern.

Da hat er gesagt, bei mir können nur Leute arbeiten, die sehen und schweigen können. Wenn die Gestapo gehört hätte, was ich gehört habe, was über euch drei Jungen geredet wurde, dann wäret ihr auf Straftransport gegangen, und was sie dann mit mir gemacht hätten, weiß ich nicht. In Zukunft kann ich Ihnen nicht mehr helfen.

Wir mussten dann von einem Herrn Miranda untergebracht werden. Er hätte uns im Judenviertel unterbringen können. Dort waren alle Juden zusammengepfercht. Er hat uns aber im Süden im Merwedeplein Nr. 37/II untergebracht, in der die Familie Frank von 1934 bis Juli 1942 gelebt hatte. Als Margot, die ältere Schwester von Anne Frank, deportiert werden sollte, ist die ganze Familie in das schon lange vorbereitete Versteck in der Prinsengracht gegangen. Dort hat die Anne das Tagebuch geschrieben, das später veröffentlicht wurde.

Wir sind dann morgens eine Stunde an das andere Ende der Stadt zu einem Schuppen gelaufen und haben Metall aussortiert. Das war wehrwichtig; denn sie haben alle Metalle nötig gehabt. Auch Silberpapier war dabei. Das musste alles separat sortiert werden. Wir sind eine Stunde hin und eine Stunde zurückgelaufen. Wir haben abends wenigstens ein warmes Essen in einer Pension bekommen. Dann haben wir uns in unser Zimmer zurückgezogen.

Erst später habe ich festgestellt, dass wir in der Wohnung gelebt haben, in der die Franks gelebt hatten. Das habe ich erst viel später nach dem Krieg festgestellt. Damals wussten wir das gar nicht.

Die hatten von 1934 an dort gewohnt. Vom 2. Stock ging noch einmal eine Wendeltreppe hinauf. Das sieht man in dem Film. Da war eine Terrasse, die um den ganzen Häuserblock ging. Wir hatten gesagt, wenn sie wiederkommen, dann klettern wir da hinaus und laufen auf der Terrasse entlang und sehen, ob irgendwo ein Fenster offen ist, wenn nicht, dann klopfen wir, dass wir hineingelassen werden.

Anfang März sind wir von einem holländischen Polizisten verhaftet worden. Die Nazis haben gar nicht so viele Leute gehabt.

Als er die Tür abgeschlossen hat, hat er mir den Schlüssel gegeben. Er hätte den Schlüssel bei der Gestapo abgeben müssen. Der Inhalt von dem Zimmer hätte nach Deutschland geschickt werden sollen als Liebesgabe des holländischen Volkes für Leute, die in Deutschland ausgebombt waren. Er hat sich aber gesagt, der findet den Weg wieder zurück. Das haben wir auch gemacht. Wir haben gesagt, rette sich, wer kann. Die SS konnte auch nur mit Taschenlampe arbeiten. Wir haben gesagt, nur zur Seite halten und versuchen, sich zu verstecken.

Die zwei anderen Jungen sind nur um die Ecke herum gelaufen und haben sich dort die ganze Nacht versteckt. Ich hatte in Nr. 11, Daniel Willinkplein – das heißt heute anders – Bekannte. Dort wollte ich hin. Die Häuser sind dort eines wie das andere. Ich bin aber aus Versehen schon in der Nr. 9 heraufgegangen und wollte dann nicht zurück. Ich war froh, dass ich unbemerkt die Treppe raufkam. Ich habe dann mit der Taschenlampe nachgeschaut und habe einen jüdischen Namen gefunden und habe dort geschellt. Sie haben geglaubt, ihre letzte Stunde ist gekommen. Wie ich heraufkam, waren sie erleichtert.

Ich habe gefragt, ob ich meinen Rucksack und meinen Brotbeutel dalassen kann und ob ich für meine schweren Stiefel ein paar Sandalen bekommen kann. Das haben sie mir gegeben. Ich habe gesagt: Wenn ich morgen früh um 08:00 Uhr meine Sachen nicht abhole, dann sagen Sie bitte Herrn Gluskinos Bescheid, dann bin ich doch noch gefasst worden. –

Sie haben mich nicht in der Wohnung behalten. Sie haben viel zu viel Angst gehabt. Da habe ich mich in eine Nische gelegt und habe gewartet, bis auf der Straße Ruhe war. Nach 24:00 Uhr durften nur noch Leute mit Ausweisen überhaupt auf der Straße sein. Juden

mussten von 20:00 Uhr abends bis 06:00 Uhr morgens in ihrer Wohnung sein, sodass sie verhaftet werden konnten, wenn sie an der Reihe waren.

Es war leider gerade Vollmond. Ich bin dann nach Mitternacht in meine Wohnung zurück. Ich habe aufgeschlossen, habe noch etwas gegessen. Nach kurzer Zeit kamen die zwei anderen Jungen auch an. Sie haben alles mitschleppen müssen, weil sie es nicht bei irgendjemand unterstellen konnten.

Am nächsten Tag hatten wir ganz spezielle Ausweise, unterschrieben von Den Haag, dass wir für einen wehrwichtigen Betrieb arbeiten. Jeder hat uns beglückwünscht: Euch kann nichts mehr passieren.

Aber bei der Gestapo standen wir auf der schwarzen Liste. Zwei Tage später kamen sie. Da war kein Entkommen mehr möglich. Wir hatten gedacht, durch das Fenster herauszuklettern. In dem Buch von der Anne Frank ist sogar ein Bild, auf dem die Anne Frank auf der Terrasse im Sommer ein Sonnenbad nimmt.

Wir waren damals jung. Heute könnte ich dort nicht herausklettern. Aber damals hätten wir herausklettern können. Es war aber nicht möglich. Sie hatten den Auftrag, uns zu verhaften und uns zum Adama van Scheltemaplein zu bringen. Zufällig hatten sie meinen Onkel, den einzigen Verwandten, den ich noch hatte, am selben Tag auch verhaftet. Er hatte gedacht, ich komme ihn besuchen oder befreien, weil er wusste, ich hatte gute Beziehungen. Da habe ich gesagt: Nein, ich bin verhaftet, ich kann für dich nichts tun. –

Ich habe dann den Jungen vom „Joodsche Raad“ geholfen und habe dann auch mit der SS gesprochen. Ich habe gesagt: Schauen Sie sich einmal die Stempel und Beweise an, die wir haben, die Ausweise. Sie waren abgestempelt von Seyß-Inquart. Das war der Reichskommissar für die Niederlande in Den Haag. Daran war nichts auszusetzen.

Als Aus der Fünten am Abend beschwipst nach Hause kam, ist einer von den Jungen mit ihm rauf gegangen und hat gesagt: Da sind drei Leute, die haben Ausweise, dass sie für wehrwichtige Arbeiten eingesetzt sind. Die sollten doch entlassen werden. – Da hat der Aus der Fünten gesagt: Für was sind Sie hier? Was ist Ihre Arbeit? – Da hat er gesagt: Wir sollen uns darum kümmern, dass Leute, die aus Versehen verhaftet sind, entlassen werden. – Er sagte: Nun, das werde ich mir überlegen, erst werde ich einmal schlafen. –

Am nächsten Morgen ist nichts passiert. Am Nachmittag kam Dr. Sluzker mit Aus der Fünten. Ich habe ihn angesprochen. Da hat er gesagt: Herr de Vries von der Firma Roba hat sehr gute Beziehungen zu Aus der Fünten. Er muss versuchen, etwas für Sie zu erreichen. Ich kann für Sie nichts mehr tun. Das habe ich Ihnen schon gesagt. – Wir wurden nicht entlassen. Wir sind in der Nacht nach Westerbork transportiert worden.

In Westerbork habe ich den beiden anderen Jungen gleich gesagt: Haltet euch zurück, lasst die anderen alle vorgehen. Ich will heute Abend noch einen Antrag stellen. – Das habe ich auch gemacht.

Damals war Dr. Ottenstein bei der Antragstellung. Es war ein Samstagabend. Am Sonntagmorgen hieß es, Hesdörffer zu Herrn Samson. Das war der sogenannte Arbeitseinsatz. Samson war quasi der Arbeitsminister. Er hat gesagt: Ihr wart doch lange in Arnheim und seid ganz legal nach Amsterdam gekommen, um dort zu arbeiten. Wir haben euch auf die Liste von der Arnheim-Gruppe gesetzt, die zunächst zurückgestellt ist. Aber ihr müsst am Mittwoch raus, um Heidekraut auszureißen. –

Okay, also sind wir am Mittwoch raus, Heidekraut auszureißen. Das wurde in Deutschland zu Besen verarbeitet. Meine Finger und Hände waren blutig. Ich bin also zur Ambulanz. Sie haben erst einmal die Hände desinfiziert und verbunden.

Dann bin ich zu Dr. Spanier, dem Chefarzt, und habe gesagt, ich habe in Arnheim einen Kurs mitgemacht, Erste Hilfe bei Unglücken. Kann ich nicht im Krankenhaus in einer von den Männerbaracken als Pfleger arbeiten? – Er hat gesagt, ja, nachdem Sie schon durch die Arnheim-Gruppe gesperrt sind und ich Sie nicht sperren muss, können Sie bei mir anfangen. –

Also wurde ich Pfleger. Was ich da erst mitmachen musste! Jeden Dienstag ein Transport. Ich habe oft Nachtdienst gehabt. Da gab es alte Männer, die einen Katheter hatten, den wir herausnehmen mussten, bevor sie vom Ordnungsdienst in die Viehwagen eingeladen wurden. Sie haben die Fahrt doch gar nicht überstehen können. Das war furchtbar. Das war wirklich furchtbar. Bis man sich daran gewöhnt hat! Dann habe ich das erste Mal Diphterie bekommen. Ich habe mich bei jemandem angesteckt. Als ich das Pferdeserum in mir hatte, habe ich mich wohlgefühlt. Ich war noch vier Wochen lang positiv und musste isoliert bleiben. Da habe ich mich dann einmal richtig ausruhen können; denn vorher hatte ich für ein bis zwei Jahre kaum mehr Ruhe gehabt.

In Arnheim habe ich noch bis spät in die Nacht Brotbeutel und Rucksäcke zugeschnitten. In Amsterdam musste man jede Nacht Angst haben, dass man verhaftet wird.

In Westerbork habe ich dann auch gute Freunde getroffen. Nachdem ich mich von der Diphterie wieder erholt hatte, habe ich wieder halbe Tage gearbeitet, dann auch wieder ganze Tage. Kurz danach habe ich plötzlich Atembeschwerden bekommen. Ich wollte mich aber nicht schon wieder krankmelden, nachdem ich schon vorher so lange ausgefallen war.

Einen anderen Vorteil als Pfleger hatte man. In den normalen Baracken wurde das Essen verteilt. Dort musste man in der Schlange stehen, und man musste sich dann auf das Bett setzen, um zu essen, während das Personal des Krankenhauses in der Kantine versorgt wurde, an Tischen sitzen konnte und bedient wurde, und wir bekamen bessere Rationen, weil wir so vielen Krankheiten ausgesetzt waren.

Es kamen dann auch Cousinen von meiner Mutter und weitere Verwandtschaft, auch eine Familie, die in Groningen gelebt hatte. Da bin ich hin, als ich gehört habe, dass sie da sind und habe gesagt: Ich kann dafür sorgen, dass einer von euch transportunfähig geschrieben

wird, dann bleibt ihr beide zurück. – Sie sagten: Nein, wir haben das schon arrangiert. – Okay. Das wäre dann nur für eine Woche gewesen. Das musste jede Woche wiederholt werden. Das konnte man auch nicht für immer machen. Jedenfalls wollte ich die nächste Woche nach ihnen schauen, da waren sie weg. Sie waren schon deportiert worden.

Die Verwandtschaft von meiner Cousine aus Amerika stand auf einer Liste für Palästina. Die hatten sie gekauft. Das hatten sie mir nicht gesagt. Die ist dann geplätzt. Sie müssen eben mein Buch lesen, dort ist das alles ausführlich beschrieben. Wer es nicht gelesen hat, kann es hier bekommen.

Jedenfalls kam er und hat sich verabschiedet. Er wusste, dass sie morgen auf den Transport gehen und hat sich am Montag verabschiedet. Seine Frau kam nicht mit. Sie hatte Angst vor Ansteckungsgefahr gehabt. Drei Tage später sind sie durch den Kamin gegangen.

Wegen der Atembeschwerden haben sie mich geröntgt. Der Röntgenapparat in Westerbork hat nicht funktioniert. Sie haben den Obersturmführer gebeten, ob ich nach Assen in das Krankenhaus gebracht werden kann, um dort gründlich untersucht zu werden, damit eine richtige Diagnose gestellt wird. Dies hat der Obersturmführer genehmigt.

Ich wurde in Assen untersucht. Es wurden eine Rippenfellentzündung und Tb über der Lunge festgestellt. Ich kam in die Tb-Baracke. Dr. Spanier hat mit dem Obersturmführer reden können. Wir haben dort besseres Essen gehabt als die Holländer im Land. Jeden Tag so viel Milch wie wir wollten, jeden Tag Fleisch, Eier, alles, was wir nur wollten. Ich habe wieder schön zugenommen, bis eines Tages nicht mehr genug Nachschub von außerhalb kam und praktisch jeder, der noch in Westerbork war, aus irgendeinem Grunde gesperrt war. Es hieß, mit dem nächsten Transport am 8. Februar 1944 gehen Kranke mit, die sind unproduktiv und müssen zuerst weg. Es darf niemand aus dem Krankenhaus entlassen werden.

Der Obersturmführer ist selbst die Listen durchgegangen und hat meinen Namen gesehen. Der liegt schon viel zu lange herum, der muss auch weg. Dr. Spanier hat gesagt, ich kann nichts für Sie tun. Ich muss sehen, wie Frischoperierte, gelähmte Leute, Totkranke verladen werden. Ich kann für Sie nichts unternehmen. Das können nur die anderen Freunde, die sie haben. Samson usw. können es versuchen. Sie haben Anträge gestellt, die abgewiesen wurden. Es wurden zwei, drei Anträge gestellt, die abgewiesen wurden.

Ich bin am nächsten Morgen eingeladen worden. In den Wagen, in den ich kommen sollte, hat es hineingeregnet. Sie wollten mich in einen anderen Wagen legen. Da hieß es, da kann er nicht hinein, der ist für Scharlachkranke. Wieder ein anderer Wagen, in den ich nicht hineinkann, weil die Toten hinein sollen, die unterwegs sterben. Inzwischen hatten sie in dem Wagen, in den ich hätte hineinkommen sollen, das Dach repariert, das heißt, es ist kein Regen oder Schnee mehr hindurchgekommen. Als die Türen geschlossen wurden, habe ich gerufen, ich will den Obersturmführer sprechen. Ich wollte ihn militä-

risch anreden. Dann hat es geheißen, der ist schon in seine Villa gegangen. Er hat gesagt, der Zug ist geladen, geht um 11:00 Uhr weg, was soll ich hier im Schnee herumlaufen.

Wie er dann in seiner Villa war, haben ihm meine Freunde so zugesetzt, dass er zum Schluss gesagt hat, okay, holt ihn heraus. Fünf Minuten vor Abgang des Zuges hat es geklopft. Ist Hesdörffer hier drin? – Mit schwacher Stimme habe ich ja gesagt. Da hatte ich mich schon aufgegeben. Das war eigentlich der schlimmste Moment, den ich mitgemacht habe. Ich habe mit schwacher Stimme ja gesagt. Mensch, komm heraus, du bist frei.

Ich musste zur Registratur zurück. Das waren alles Formalitäten, Läusekontrolle, Vermögensaufstellung. Also ich bin schnell durchgekommen, habe aber am Abend 41 Grad Fieber gehabt. Es hat sich nicht in die Kleider gesetzt. Ich habe gesagt, jetzt ist mir der Boden in Westerbork zu heiß, ich will weg, aber nicht nach Auschwitz. Es gab zwei Möglichkeiten, Bergen-Belsen und Theresienstadt. Für Bergen-Belsen stand ich auf der Jugendalijah-Liste. 500 Jugendliche sollten nach Palästina kommen, um gegen deutsche Kriegsgefangene ausgetauscht zu werden. Es ist aber nie dazu gekommen.

Ich hatte die Nummer, aber das Zertifikat musste von London über Genf nach Westerbork kommen. Das war noch nicht da. Also haben sie gesagt, es hat keinen Sinn, mit der Nummer allein werden sie dich in Bergen-Belsen nach Auschwitz weiterschicken. Die Woche darauf geht ein Transport nach Theresienstadt. Wir werden versuchen, dass wir dich da hineinbringen. Da habe ich gehofft, dass das gelingen wird. Es ist auch gelungen. Ich hatte nämlich überall Freunde.

Verschiedene Abiturienten haben über mein Buch ihre Abschlussarbeit für ihr Abitur geschrieben. Die letzte ist jetzt in Fulda verfasst worden. Sie haben auch alle geschrieben: Freunde muss man haben, auf sie kann man sich verlassen. Mit Verwandten trinkt man besser nur Kaffee und isst ein Stück Kuchen.

In Theresienstadt war der Judenälteste bzw. der Bürgermeister Dr. Paul Eppstein von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. Meine Tante hatte eine Schwester, deren Mann mit Paul Eppstein direkt verwandt war. Er hat den Namen Hesdörffer sehr gut gekannt, aber hat mich nicht vorkommen lassen. Als das Rote Kreuz ein Konzentrationslager sehen wollte und wie die Juden behandelt werden, hat der Obersturmführer erst einmal Kurt Gerron gesagt, der nicht nach Übersee fliehen konnte, er soll einen Film machen „Hitler schenkt den Juden eine Stadt“. Da hat er gesagt, das macht er nicht. Dann hat es geheißen, da gehst du nach Auschwitz. Er hat sich dann überlegt, er macht den Film und ist doch nach Auschwitz gegangen.

Da war ein anderer, er hieß Fischer, der hat 15 Leute freiwillig gehängt, die Post hinausgeschmuggelt hatten. Er hatte geglaubt, er könnte dadurch in Theresienstadt zurückbleiben. Er ist aber doch nach Auschwitz gegangen. Dort war er Kapo – ein Häftlingspolizist –. Die SS hat es sich sehr einfach gemacht. Sie hat ein paar jüdische Sadisten gefunden. Der hat mir den Vorderzahn

eingeschlagen. Ich war klein, ich stand immer in der ersten Reihe. Man muss das Buch lesen, um die Einzelheiten zu sehen. Das kann ich nicht beschreiben, sonst würde ich anfangen zu weinen.

Es sollten 7.500 Leute aus Theresienstadt in ein besseres Lager bei Dresden kommen. Es hieß, da müsst ihr zwar mehr arbeiten, aber ihr werdet auch besser behandelt. Naja, es war natürlich alles Schwindel.

Es wurden 10.000 Leute aufgerufen, in die Schleuse zu gehen, so nannte man das. Dreimal 2.500 sollten deportiert werden. Ich hatte eine Nummer über 6.000. Vom ersten Transport ist kaum jemand freigekommen. Vom zweiten Transport auch nicht. Inzwischen hatten wir wenigstens noch gutes Essen. Bevor der dritte Transport weggegangen ist, habe ich mich bei Eppstein vor seine Toilette gestellt. Da musste mich jemand hinbringen. Das war nicht so einfach. Ich habe ihn hineingehen lassen. Er hat mich nicht gekannt. Als er herauskam, habe ich gesagt, ich bin Heinz Hesdörffer, was würden Tante Sophie und Onkel Theodor sagen, dass sie mich nicht von der Liste streichen. Die Antwort war, „mit verwandtschaftlichen Beziehungen lockt man keinen Hund aus der Ecke hervor“, und er ist davongelaufen.

Am nächsten Abend hat der Obersturmführer Scheinwerfer aufstellen lassen. Die ca. 5.000 Leute, die noch in der Schleuse waren, mussten an ihm vorbeimarschieren. Er hat gefragt, was der Beruf ist, was sie machen usw. Manche sind freigestellt worden, aber von den Holland-Transporten ist überhaupt niemand gefragt worden. Am nächsten Morgen ging es in die Viehwagen, und als der Zug in Dresden östlich abgebogen ist, wussten wir, wohin wir kommen, Auschwitz. Es war Mai 1944.

Theresienstadt-Transporte wurden nicht selektiert. Wir sind in das Familienlager B.II.b gekommen, auf der linken Seite Männerbaracken, auf der rechten Frauenbaracken.

Die Barackenältesten waren alle Sadisten, und die Kapos auch. Ich hatte Glück. Als wir tätowiert wurden, mussten wir unterschreiben: „Ich wurde am 20. Mai 1944 in Theresienstadt verhaftet und zu sechs Monaten Konzentrationslager verurteilt. Grund: Jude.“ Das war das letzte Mal, dass ich eine Unterschrift gegeben habe. Danach war ich nur noch die Nummer A-1598. Kurz danach kam die Invasion der Alliierten in der Normandie.

Die drei Monate in Theresienstadt hatten mich doch gerettet; denn sonst hätte ich Auschwitz nicht überlebt. Die russischen und polnischen Kriegsgefangenen hatten sie entweder erschossen oder sich schon zu Tode gearbeitet. Dann haben sie jüdische Häftlinge zum ersten Mal benutzt, um Sklavenarbeit zu machen.

In dem Lager B.II.b wurden 2.000 Männer und 1.000 Frauen selektiert. Ich sah noch einigermaßen gut aus. Wir mussten nackt an einem SS-Arzt vorbeimarschieren. Wer das war, weiß ich nicht. Das muss nicht der Mengele gewesen sein. Der hat seine Experimente gemacht. Es waren viele andere SS-Ärzte da. Jedenfalls wurde meine Nummer aufgeschrieben. Bei anderen hat man gleich gesagt, zieht euch an und geht in die Baracke zurück. Dann haben sie am Abend festgestellt, es waren

keine 2.000 Leute aufgeschrieben. Da haben sie beim Appell noch ein paar Leute herausgesucht, die einigermaßen gut aussahen.

Von früheren Transporten aus Theresienstadt wussten wir, dass diejenigen, die nach sechs Monaten noch gelebt hatten, genau nach sechs Monaten zur Sonderbestimmung aufgerufen wurden. Sonderbestimmung: Gaskammer.

Wir hatten Glück, dass sie jüdische Häftlinge für Sklavenarbeit gebraucht haben. Ich war unter 1.000, die nach Deutschland zurückgingen. Ich kam nach Schwarzheide in der Nähe von Cottbus an der Autobahn Dresden-Berlin. Dort waren vorher italienische Kriegsgefangene. Sie waren bei einem Bombenangriff alle ums Leben gekommen. Wir haben dort gearbeitet. Dort war die BRABAG (Braunkohle-Benzin-Aktiengesellschaft), die aus Kohle Benzin hergestellt hat. Das war ein Teil von den Hermann-Göring-Werken, die Leunawerke und die BRABAG.

Zu dem Zeitpunkt waren die Russen schon in Ostpreußen, und die Alliierten waren schon über den Rhein weg. Jeder wusste, Deutschland hat den Krieg verloren. Ich habe in der vorigen Woche einen Artikel in der „Zürcher Zeitung“ gelesen, dass ein italienisch-jüdischer Mann mit seiner Tochter von 13 Jahren nach tagelangem Marschieren versucht hat, in die Schweiz zu kommen. Er wurde dort nicht hereingelassen. Die Schweizer haben sich sehr schlecht benommen. Das war Ende 1944. Da hat die ganze Welt gewusst, Deutschland hat den Krieg verloren. Wenn das 1941/1942 gewesen wäre, dann hätte man das verstehen können. Da hätte Deutschland vielleicht auch die Schweiz besetzt.

Die waren interessiert, dass die Schweiz neutral blieb und ihnen das Gold aufgekauft hat, und zwar nicht nur das Gold, das sie von uns bekommen haben, oder das Zahngold. Das war unwichtig. Jede Zentralbank der besetzten Gebiete hatte Gold. Frankreich, Holland, Belgien, Griechenland, Jugoslawien, die Balkanländer, alle hatten Gold. Das haben sie alles aufgekauft. Die Schweizer haben das Geld von den Juden genommen, aber auch das Geld von den Nazis. Sie haben sich ganz schlecht benommen und geben dies auch heute zu.

Wie gesagt, ich bin mit dem Transport nach Deutschland zurückgekommen. Die anderen 1.000 sind nach Auschwitz III gekommen. Da waren die Buna-Werke, Teil der I.G. Farben. Dort war auch der Schindler mit seinen Leuten, die er gerettet hat. Aber er hat auch gut daran verdient. Er ist in Frankfurt als armer Mann gestorben. Er hat zwar Leute gerettet, er hat aber auch gut daran verdient.

In Schwarzheide habe ich erst einmal Glück gehabt, dass ich zur Reserve kam und nicht ausrücken musste. Zusammen mit dem Jüngsten von uns, der im Alter von meinem Bruder war, um den ich mich so gekümmert habe, wie ich mich um meinen Bruder gekümmert hätte. Ich kam dann in die Kartoffelschälerei und habe dort auch ein bisschen besseres Essen gehabt, bis ich dann auch zur Arbeit ausrücken musste. Das ist mir verdammt schwergefallen, kaum etwas zu essen und dann zu schaufeln, um Bunker zu bauen, und außerdem nach

jedem Luftangriff von den Alliierten wieder aufzubauen, die Mauern und die Maschinen zu schützen, damit wieder Benzin hergestellt werden konnte.

Dann haben sie festgestellt, dass ich die Mauern sehr schön bauen kann. Also habe ich keine Steine werfen müssen. Wer Steine werfen musste, hat auch blutige Finger gehabt. Ich habe dann die Steine einzeln aufgebaut und war ein guter Maurer.

Ich stand dann aber auch auf der Liste, um zurück nach Auschwitz zu gehen. Da hat Auschwitz gesagt, wir sind an so kleinen Transporten nicht interessiert, macht sie selbst fertig. Das haben sie aber nicht gemacht. Wir hatten fünf Kommunisten da, den Lagerältesten, den Chef der Küche, den Rapportschreiber, der Arbeitseinsatz, der Sanitäter, jedenfalls fünf Kommunisten, und diese haben mir oft geholfen.

Eines Tages – ich weiß nicht, warum –, als wir die Schaufel über der Schulter gehabt haben, läuft der jüdische Vorarbeiter neben mir her, sagt, „stech mir nicht mit deiner Schaufel die Augen aus“, und haut mir auf das linke Ohr. Ich habe ganz schöne Schmerzen gehabt. Wenn ich zum jüdischen Doktor gegangen wäre, dann hätte er mich nur frei geschrieben, wenn ich ihm entweder eine Zigarette gegeben hätte – das war das Zahlungsmittel – oder ein Stück Brot oder ein Stückchen Wurst oder ein Stückchen Käse.

(Eine Mitarbeiterin der Landtagsverwaltung gibt Herrn Hesdörffer einen Hinweis)

– Die Zeit? Ich bin noch lange nicht fertig.

(Heiterkeit im Hause)

Ich muss dann etwas kürzen. Wer mehr wissen will, der soll das Buch kaufen. Es wird draußen verkauft.

Ich möchte dann nur noch erzählen, dass die Russen seit Ende Januar bei Cottbus standen, aber nicht in unsere Richtung vorgerückt sind, sondern erst die Balkanländer befreit haben und dann Österreich und Mauthausen. Mauthausen war ein schlimmes Lager. Dann haben sie sich plötzlich in Richtung Berlin in Bewegung gesetzt.

Da haben wir gehofft, dass wir befreit werden. Aber bevor das geschehen ist, mussten die, die laufen konnten, in Richtung Theresienstadt laufen. Für die, die nicht laufen konnten, hatte die BRABAG noch etwas Benzin. Sie haben zwei Omnibusse geliehen und haben uns eingeladen, um uns nach Sachsenhausen zu bringen. Wir waren ein Außenlager von Sachsenhausen.

Zwei Wochen vor Kriegsende sind wir durch Berlin gefahren. Es waren alles nur noch Trümmer. Nur die Durchgangsstraßen waren geräumt. Wir kamen erst nach 09:00 Uhr in Sachsenhausen an, und der Blockälteste musste vor 09:00 Uhr angeben, wie viele Leute in seinem Block sind, um die Ration für den nächsten Tag zu bekommen. Er konnte also für uns erst nach zwei Tagen eine Ration bekommen. Er hat aber seine Wassersuppe so eingeteilt, dass wir auch ein bisschen Wassersuppe am Abend haben konnten.

Zwei Tage später hieß es, es gehen keine Außenkommandos raus. Eine Stunde später hieß es, das Lager wird geräumt. Wer krank ist, wer zurückbleibt, bei dem könnte es sein, dass er vor dem Kommen der Russen erschossen wird oder dass die Baracke in Brand gesetzt wird und er lebendig verbrannt wird.

Ich war damals schon ein Skelett von Haut und Knochen, aber ich bin gelaufen wie eine Maschine. Meine letzten Freunde sind auf diesem Todesmarsch erschossen worden, weil sie einfach nicht mehr weiterlaufen konnten, weil sie zu schwach waren. Einen habe ich mitgeschleppt. Es waren kaum mehr Juden da. Das waren alles politische Gefangene, Widerstandskämpfer, alles Leute, die eben von den Nazis unerwünscht waren.

Wir sollten ja alle sterben. Wir sollten ja alle nicht überleben. Wenn wir uns nachts ein bisschen ausruhen konnten, da sind viele vor lauter Schwäche nicht mehr aufgewacht.

Als der Graf Folke Bernadotte mit Himmler verhandelt hatte, dass Himmler die letzten Leute freilässt, war es so, dass Hitler, als er das hörte, seinen sogenannten „treuen Heinrich“ aus der Partei herausgeworfen hat, und zwar einen Tag, bevor er die Eva Braun geheiratet hat und dann sie und sich erschossen hat. Von dem Göbbels müssen Sie in meinem Buch lesen. Er kam aus Rheydt, wo mein Onkel Rechtsanwalt war. Als der Goebbels von der Universität Heidelberg seinen Doktor der Philologie von einem jüdischen Professor bekommen hat, hat sich mein Onkel um ihn gekümmert. Er hat bei meinem Onkel gegessen und unseren Wein getrunken, denn mein Großvater hatte an der Nahe Weinberge. Das müssen Sie in meinem Buch lesen. Jeder, der das hört, will das Buch lesen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. April waren wir im Wald von Below. Dort sind 440 Leute nicht mehr aufgewacht. Ich bin herumgekrabbelnd und habe nach Bucheckern vom Jahr zuvor gesucht, nur, dass ich etwas zu knabbern hatte. Andere haben Rinde aus den Bäumen herausgeschnitten. Das sehen Sie in dem Film. Sie haben an der Rinde geknabbert, nur, um etwas im Mund zu haben. Wir hatten kein Wasser, wir hatten gar nichts.

Am 2. Mai bin ich in Grabow – das ist zwei Kilometer von Below entfernt – von den Russen befreit worden. In der Nacht vorher war die SS verschwunden. Wir konnten ihnen also nichts mehr antun. Denen ist wahrscheinlich gar nichts passiert.

Jedenfalls war ich mit dem Essen sehr vorsichtig. Wir haben Rote-Kreuz-Pakete bekommen. Aber da war die falsche Nahrung drin. Es haben Leute Butter mit dem Löffel gegessen. Das hat das Körpersystem nicht vertragen. Es sind in Grabow noch 132 Häftlinge beerdigt worden, weil sie unvernünftig waren. Ich habe darauf bestanden, dass der Grabstein in unserem Film gezeigt wird. Ich habe trockenes Brot und Kartoffeln gegessen und Milch getrunken.

Es kam dann ein Lastwagen mit kanadischen Kriegsgefangenen durch. Wohin fährt ihr? – In die britische Zone. Kann ich mitkommen? – Ja, komm herauf. Ich habe gesagt, ich kann nicht hinaufkommen. Es hat mich einer

unter dem linken Arm und einer unter dem rechten Arm genommen, und ich war auf dem Lastwagen. Sie haben mich in Lüneburg im Krankenhaus abgesetzt. Dort habe ich wenigstens in einem sauberen Bett geschlafen. Aber zum Essen hatten sie auch nichts. Am Nachmittag kam ein Offizier. Wohin wollen sie? – Nach Amsterdam. Das kann ich ihnen nicht anraten, Nordholland ist erst am 8. Mai befreit worden. Wir bekommen unseren Nachschub aus Belgien, aus Brüssel. Mit dem nächsten Transportflugzeug fliegen wir Sie nach Brüssel. Dort wird eine Ambulanz warten. Sie kommen in ein Krankenhaus und werden wieder auf die Beine gestellt.

So habe ich überlebt.

(Anhaltend Beifall im Hause)

Ich habe noch eine Bitte an Sie. Sie haben mich eingeladen, und das habe ich angenommen. Die paar Zeitzeugen, die noch leben, werden nicht mehr lange diese Arbeit machen können. Ich werde versuchen, weiter an Schulen mit den Abiturientenklassen zu sprechen, solange ich kann.

Aber ich habe eine Bitte an Sie. Helfen Sie mit, dass die schreckliche Vergangenheit nicht in Vergessenheit gerät. Dazu braucht es jede und jeden Einzelnen im Saal und draußen auf den Straßen. Helfen Sie mit, dass wir unseren jungen Menschen Vorbild sein können, damit wir ihnen mit ehrlichem und gutem Gewissen begegnen und ihnen Werte vorleben, die allen Menschen zum Wohle dienen.

Helfen Sie mit, die Jugendarbeit zu unterstützen. Sie hat den Film über mein Leben ermöglicht. Ich habe in den letzten Jahren gemerkt, wie wichtig politische, aber auch finanzielle Unterstützung in dieser immer schwieriger werdenden Arbeit ist.

Ich wünsche uns allen dazu viel Kraft und Durchhaltevermögen. Wir sind es den vielen Opfern und leidgeprägten Menschen schuldig.

Danke.

(Anhaltend Beifall im Hause)

### Musik

„Blessing nigon“  
(Komponist: Giora Feidmann)  
Ensemble Dreydele

(Beifall im Hause)

### Ansprache

der Ministerpräsidentin Malu Dreyer

### Frau Dreyer, Ministerpräsidentin:

Lieber Herr Präsident, liebe Kollegen und Kolleginnen, liebe Gäste, sehr verehrter lieber Herr Hesdörffer! Herr Hesdörffer hat mich gebeten, noch eine Ergänzung zu machen, damit Sie alle wissen, dass er 1947 nach Süd-

afrika und dann 2002 nach Amerika ausgewandert ist. Natürlich können Sie auch das in seinem Buch nachlesen.

Lieber Herr Hesdörffer, Sie können absolut sicher sein, nach Ihren eindringlichen Worten am heutigen Tage werden wir ganz sicher alle Ihr Buch lesen und diese Geschichte noch einmal nachvollziehen.

Vielen herzlichen Dank, dass Sie heute bei uns waren, bei uns sind, dass Sie über Ihr persönliches Schicksal gesprochen und dies mit so eindringlichen Worten getan haben.

Herzlichen Dank dafür!

(Beifall im Hause)

Ich denke, was viele sehr beeindruckt hat, mich berührt das jedenfalls immer noch ganz besonders, ist, wenn einem wieder klar wird, wie sich die Ideologie des Hasses immer weiter in die Mitte der Gesellschaft drängen konnte, wie sich Menschen, die gestern noch Freunde, Nachbarn oder Kollegen waren, abgewandt haben, und wie wichtig es in der damaligen Zeit war – Sie haben es immer wieder betont –, dass es an der einen oder anderen Stelle verlässliche Freunde gab.

Fanatismus, Egoismus und Gleichgültigkeit, aber auch Angst, wurden zu den größten Verbündeten der Nazis. Letztlich – dies darf man sagen – war der demokratische Grundkonsens in Staat und Bevölkerung nicht fest genug ausgebildet und verankert, um dem wachsenden NS-Einfluss Einhalt zu gebieten.

Lieber Herr Hesdörffer, diese Schilderungen sind deshalb eine mehr als deutliche Mahnung immer wieder auch an uns.

Die Demokratie darf in ihrer Wachsamkeit gegenüber extremistisch und rassistisch ausgrenzenden Bestrebungen nie nachlassen. Sie muss das verbindende Element und das tragende Fundament unserer demokratischen Überzeugung sein.

Der Zeitpunkt wird kommen – Sie haben es angesprochen –, an dem niemand mehr aus eigenem Erleben berichten kann. Die Worte von Herrn Hesdörffer zeigen deshalb umso eindrücklicher, wie wichtig es ist, ihnen, den Zeitzeugen, zuzuhören, solange dies eben möglich ist, auch in ihren Filmen und Büchern.

Natürlich – das ist ein Versprechen an Sie – werden wir alles unternehmen, um das Gedenken auch in Zukunft zu bewahren.

Menschen wie Heinz Hesdörffer führen uns plastisch und drastisch vor Augen, wie schnell der innere Zusammenhalt einer Gesellschaft ins Wanken kommen kann, wie er durch Wegschauen und Nichthandeln verletzlich und brüchig wird und welche unvorstellbar grausamen Folgen dies schließlich haben kann.

Sehr geehrter Herr Hesdörffer, Sie haben es eben wieder, aber auch in Ihrem Film und in Gesprächen mit Schülern und Schülerinnen im vergangenen Herbst zum

9. November gesagt: „Wir sollten ja nicht überleben“. Sie sagten dies über die Zeit im Konzentrationslager. Sie haben das Morden der Nazis mit viel Glück und mit einem sehr starken Willen überlebt. Viele, die Ähnliches erleiden mussten, haben Jahrzehnte gebraucht, um ihr Schweigen brechen zu können. Manche haben das nie geschafft. Wo es gelungen ist, kann das Reden darüber trotz der schlimmen Erinnerungen doch Gutes bewirken.

Sie haben in der Errichtung des Bildungswerkes Heinz Hesdörffer e.V. ganz wertvolle Impulse für das Gedenken und die Idee einer toleranten Gesellschaft gegeben. Diese Arbeit kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden; denn sie ist Aufklärung und Prävention in einem.

Ich zitiere Elie Wiesel, den Holocaustüberlebenden und Friedensnobelpreisträger von 1986: Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selbst ein Zeuge. –

Deshalb danke ich Ihnen, dass Sie uns heute zu Zeugen gemacht haben. Ich hoffe und wünsche mir, dass Sie dieses wichtige Engagement noch lange und auf so beeindruckende Weise fortsetzen werden.

Unser Versprechen gilt, dass wir im Land Rheinland-Pfalz alles daran setzen werden, Gedenken fortzusetzen.

Herzlichen Dank nochmals an Sie.

(Beifall im Hause)

Liebe Kollegen und Kolleginnen, wir haben 1996 zum ersten Mal diesen Gedenktag begangen. Seit damals ist der Auftrag unverändert geblieben, nämlich einmal den Opfern der NS-Diktatur zu gedenken, aber auch die Erinnerung an die Ursachen und Folgen zu pflegen. Darüber hinaus ist unser Auftrag, dass Erinnern und Gedenken auch in die Zukunft hinein Wirkung zeigen. In den vergangenen knapp zwei Jahrzehnten ist dazu viel geschehen.

Die Gedenkstätten – der Präsident hat es schon gesagt –, KZ Osthofen, die Gedenkstätte SS-Sonderlager KZ Hinzert, wurden aufgebaut. Viele Bürger und Bürgerinnen haben sich in Fördervereinen für den Erhalt von Synagogengebäuden eingesetzt. Die neue Synagoge in Mainz wurde gebaut.

Der Blick auf die Opfergruppen hat sich in dieser Zeit geweitet. Es verbindet das Land zu diesem Thema eine fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Landesverband Deutscher Sinti und Roma.

Die Opfer der Krankenmorde in den sogenannten Heil- und Pflegeanstalten wie in Klingenstein, in Alzey, in Andernach oder in Scheuern sind erst in den vergangenen zehn Jahren mehr in das Spektrum der Erinnerung gelangt. Die Schaffung der Gedenkstätte in Klingenstein ist dabei ein wichtiger Schritt gewesen.

Im vergangenen Jahr eröffnete die Gedenkstätte in Neustadt an der Weinstraße, die an das frühe pfälzische KZ erinnert, ein gutes Beispiel für bürgerschaftliches und kommunalpolitisches Engagement.

Ein Thema rückt endlich auch immer mehr in das Bewusstsein, wie systematisch die jüdische Bevölkerung seit 1933 enteignet, ja geradezu ausgeplündert worden ist, wie schamlos sich Staat und Private am jüdischen Besitz bereichert haben. „Legalisierter Raub“ – So heißt eine Ausstellung, die derzeit in der Gedenkstätte KZ Osthofen zu sehen ist und die die Rolle der Finanzbehörden durchleuchtet. Auch das ist ein besonders bedrückendes Kapitel unserer Geschichte.

Die Gedenkstätten, die Fördervereine, aber auch viele individuell Aktive, sie alle leisten Jahr für Jahr eine außerordentlich wertvolle Arbeit. Deshalb möchte ich hier im Namen von uns allen all diesen Menschen herzlich danken.

(Beifall im Hause)

Eines ist Ihnen, lieber Herr Hesdörffer, aber auch uns, besonders wichtig, nämlich junge Menschen zu erreichen. Sie haben neulich in einer Fernsehsendung den Satz gesagt: Ich fühle, es ist wichtig, dass die junge Generation weiß, was damals geschehen ist. – Ja, wir müssen die junge Generation natürlich dafür sensibilisieren, dass eine Demokratie eben kein Selbstläufer ist, sondern immer wieder neu erarbeitet und verteidigt werden muss. Das kann man am besten vermitteln, wenn man über die Geschichte Bescheid weiß.

Meine lieben Kollegen und Kolleginnen, meine sehr verehrten Gäste, die rechtsterroristische Mordserie des NSU hat uns das Gefahrenpotenzial des Rechtsextremismus gezeigt. Wer den Prozess in München verfolgt, der blickt in wahre Abgründe. Die wirkungsvolle Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus ist ein grundlegender Teil unserer Staatsräson. Das sind wir den Opfern von Unterdrückung und Verfolgung schuldig. Es ist unser aller Verantwortung.

Für die Landesregierung hat die Bekämpfung des Rechtsextremismus herausragende Priorität als Daueraufgabe von allen Ressorts unserer Regierung. Was dabei die Rolle der Sicherheitsbehörden anbelangt – ich sage das, weil sie aktuell im Fokus in der öffentlichen Bewertung stehen –, stelle ich für Rheinland-Pfalz ausdrücklich fest: Verfassungsschutz, Polizei und Justiz arbeiten eng, vertrauensvoll und intensiv zusammen. Wir verfolgen eine klare Strategie. Sie basiert auf einer umfassenden Präventionsarbeit, auf konsequentem Eingreifen und auf Hilfeangeboten für Einstiegsgefährdete wie auch Ausstiegswillige.

Denn eines ist ganz klar: Die knapp 700 Rechtsextremisten, die in unserem Land leben, sind 700 zu viel.

Für die Landesregierung gehört dazu ganz zentral auch das Verbot der NPD. Ich hoffe sehr, dass das Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht erfolgreich sein wird.

Für das Alltägliche, für die gesellschaftspolitische Auseinandersetzung ist es mir aber auch noch einmal wichtig zu sagen, dass es nicht nur unser Auftrag sein sollte, Gedenken zu pflegen, junge Menschen ein Stück weit auf dem Weg zu begleiten, Dinge zu erkennen, sondern es ist mir auch wichtig, dass wir selbst immer wieder auch reflektieren, wie wir mit Diskussionen, wie wir mit

Worten, wie wir mit politischen Herausforderungen umgehen, welche Diskussionen wir anzetteln, welchen Ton wir eigentlich anschlagen und was wir damit vielleicht auch anrichten.

Ich sage das nicht mit Blick auf dieses Parlament, aber ich sage das mit Blick auf die Debatte um die Arbeitnehmerfreizügigkeit von Bürgern und Bürgerinnen aus Bulgarien und Rumänien. Das, was dort teilweise gesagt worden ist, ist wirklich auch ein Stück weit unselig. Kein Klischee und keine Stereotypen werden ausgelassen, um das schiefe Bild einer drohenden massenhaften Armutswanderung zu suggerieren.

In der Aussage war es falsch und verheerend in den Wirkungen. Wir wissen doch ganz genau, dass das Schüren von Ängsten natürlich auch immer Wasser auf die Mühlen der Falschen ist.

Heute der Opfer der Nazi-Diktatur zu gedenken, heißt auch, an 365 Tagen an die Lehren aus unserer Geschichte zu denken.

Eine ganz wesentliche Lehre ist aus meiner Sicht, dass wir sorgsam mit Worten und auch mit Aktionen umgehen, dass wir nicht Wasser auf die Mühlen von rechts-populistisch denkenden Menschen schütten, weil es die Rechten und nicht eben unsere Demokratie stark macht.

(Beifall der SPD und des BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN sowie vereinzelt bei der CDU)

Liebe Kollegen und liebe Kolleginnen, ich denke, wir sind uns hier in diesem Haus absolut einig. Nur wenn wir uns in den Zielen einig sind, einig über den Weg und einig in der Wahl der Mittel, dann wird in Deutschland

die Saat der Hassideologie niemals wieder aufgehen können. Der enge Schulterschluss von Staat und Gesellschaft, die Idee einer pluralistischen und toleranten Gesellschaft, eingebettet in eine wachsame Demokratie, ist die *Conditio sine qua non* bei der Bekämpfung von Extremismus und Intoleranz in jeglicher Form.

Der von den Nationalsozialisten vertriebene Carl Zuckmayer hat einmal gesagt: „Die Welt wird nie gut, aber sie könnte besser werden.“

Gedenken wir der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, und arbeiten wir gemeinsam weiter daran, die Welt besser zu machen.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.

(Beifall der SPD, des BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN und bei der CDU)

### Musik

Sage niemals, dass du den letzten Weg gehst,  
wenn auch bleierner Himmel den blauen Tag verdeckt,  
kommen wird noch unsere erträumte Stunde,  
dröhnen wird unser Schritt: Wir sind da!

„Zog nit keynmol“  
(Jiddisches Lied von Hirsch Gilk)  
Ensemble Dreydele

(Beifall im Hause)

E n d e d e r S i t z u n g : 12:24 Uhr.